

War Annika seit ihrer letzten Begegnung noch schöner geworden? Durchaus möglich. Sein Leben als Student schien fast vorbei, doch wenn er sie so sah, konnte er für sich eine neue Version der Realität erahnen, eine andere Art Leben. Er wusste, er war, ganz objektiv betrachtet, kein schlecht aussehender Mann. Er besaß ein gewisses Talent für Musik. Und vielleicht machte ihn seine Vergangenheit ja interessant. Jedenfalls gab es eine Version dieser Welt, in der er mit Annika ausging und in vielerlei Hinsicht erfolgreich war, selbst wenn er sich für ein Leben an der Universität nicht sonderlich eignete. Er könnte zurück in den Einzelhandel gehen, das Ganze diesmal ernster nehmen und genug für ein anständiges Leben verdienen.

»Sehen Sie«, wird er dem Berater in Utah zwanzig Jahre in der Zukunft sagen, »ich hatte natürlich viel Zeit, um über all das nachzudenken, und natürlich weiß ich, dass meine Überlegungen damals verrückt und egozentrisch waren, aber Annika war so schön; und ich habe gedacht: Sie ist meine Chance, von hier fortzukommen, meine Gelegenheit, mich nicht länger wie ein Versager zu fühlen ...«

Jetzt oder nie, dachte Paul, und getragen von plötzlichem Überschwang, näherte er sich der Bar.

»Hey«, sagte Theo. »Du bist doch dieser Typ!«

»Ich habe mich an euren Rat gehalten«, sagte Paul.

»Was denn für einen Rat?«, fragte Charlie.

»System Soundbar am Dienstag.«

»Ach so«, sagte Charlie, »richtig, ja natürlich.«

»Gut, dich zu sehen, Mann«, sagte Theo, und Paul spürte, wie ihm warm wurde. Er lächelte alle an, insbesondere aber Annika.

»Hi«, sagte sie, gar nicht mal unfreundlich, doch immer noch mit einer gewissen irritierenden Skepsis, so als rechnete sie damit, dass jeder, der sie sah, mit ihr ausgehen wollte, was natürlich exakt das war, was Paul vorhatte.

Charlie sagte irgendwas zu Theo, der sich leicht vorbeugte, um ihn besser hören zu können. (Kurzes Porträt von Charlie Wu: Kleiner Typ mit Brille und normalem, büroadäquatem Haarschnitt, dazu weißes Hemd und Jeans, stand da mit den Händen in den Taschen, und in seiner Brille spiegelte sich das Licht, weshalb Paul seine Augen nicht sehen konnte.)

»Hör mal«, sagte Paul zu Annika. Sie sah ihn an. »Ich weiß, du kennst mich nicht, aber ich finde, du siehst wirklich toll aus, und ich frage mich gerade, ob du nicht irgendwann einmal mit mir essen gehen magst.«

»Nein, danke«, sagte sie. Theos Aufmerksamkeit wanderte von Charlie zu Paul, und er musterte Paul aufmerksam, fast, als fürchtete er, einschreiten zu müssen, und Paul begriff: Ihr Abend war schön gewesen, bis er, Paul, gekommen war. Er war das Problem. Charlie putzte sich die Brille, wirkte ganz selbstvergessen, wie er die Gläser polierte, und nickte im Takt zur Musik.

Paul zwang sich zu einem Lächeln. »Okay«, sagte er, »kein Problem, nichts für ungut, dachte nur, kann ja nicht schaden, mal zu fragen.«

»Kann nie schaden«, gab Annika ihm recht.

»Habt ihr Bock auf E?«, fragte Paul.

»... Ich weiß es nicht«, sagte er dem Berater zwanzig Jahre später, »ganz ehrlich, ich habe keine Ahnung, was ich mir damals dachte; ich erinnere mich nur an diese entsetzliche Leere in meinem Kopf; ich hatte wirklich

keinen Schimmer, was ich sagen würde, bis ich es dann gesagt habe ...«

»Ist nicht so mein Ding«, sagte Paul, weil sie ihn jetzt alle anstarrten, »ich sag das ganz wertfrei, hab einfach nie viel dafür übriggehabt. Die hier sind von meiner Schwester.« Er präsentierte die kleine Tüte auf der ausgestreckten Hand. »Würde sie nur ungern verkaufen, ist nämlich auch nicht so mein Ding, aber sie im Klo runterzuspülen, wäre doch Verschwendung, also dachte ich ...«

Annika lächelte. »Ich glaube, die hatte ich letzte Woche schon mal«, sagte sie. »Genau dieselbe Farbe.«

»Sie verstehen, warum ich diese Geschichte noch nie jemandem erzählt habe«, sagte Paul dem Berater zwanzig Jahre nach der System Soundbar. »Ich habe echt nicht gewusst, dass es üble Pillen sind. Ich dachte nur, ich hätte schlecht darauf reagiert, vielleicht, weil mein Körper von den Opiaten noch völlig durcheinander war oder so, jedenfalls hab ich wirklich nicht gewusst, dass jedem, der die einwirft, automatisch schlecht wird, schon gar nicht, dass ...«

»Egal, ihr könnt sie haben, wenn ihr wollt«, sagte er zu dieser Gruppe, die ihn, wie all die Gruppen, die er in seinem Leben je kennengelernt hatte, ablehnen würde; und Annika lächelte und nahm das Tütchen aus seiner Hand. »Wir sehen uns«, sagte er in die Runde, vor allem aber zu ihr, denn manchmal bedeutet *Nein, danke* auch: *im Augenblick nicht, aber vielleicht später*, wären nur die Pillen nicht gewesen, die Pillen, die Pillen ...

»Danke«, sagte sie.

»Also, allein wie sie reagiert hat«, sagte Paul dem Berater. »Mir ist schon klar, was Sie jetzt denken, aber ich habe echt geglaubt, sie hätte genau so eine Pille eingeworfen, in der Woche zuvor, wie sie gesagt hat; und so, wie sie mich anlächelte, habe ich gedacht, sie hatte einen guten Trip, sie mochte diese Pillen, weshalb das, was mir selbst passierte, eindeutig nur eine schräge Reaktion gewesen sein konnte, nichts, wie gesagt, womit man rechnen musste ... hören Sie, ich weiß, ich wiederhole mich, aber Sie müssen einfach verstehen, dass ich das wirklich nicht wissen konnte, ich meine, ich weiß schon, wie sich das jetzt anhört, aber ehrlich, ich hatte nicht die geringste Ahnung ...«

Nachdem Paul gegangen war, nahm Annika eine Pille und gab die anderen beiden Charlie, dessen Herz auf der Tanzfläche eine halbe Stunde später stehen blieb.

2

Im Nachhinein fällt es leicht, die Hysterie um den Millennium-Bug zu belächeln – falls man sich überhaupt noch daran erinnert –, doch schien die Gefahr eines allgemeinen Zusammenbruchs damals sehr real. Am 1. Januar 2000, so die Experten, käme es Schlag Mitternacht in den Atomkraftwerken zur Kernschmelze, fehlfunktionierende Computer schickten Raketenschwärme über die Ozeane, das Internet bräche zusammen und Flugzeuge stürzten vom Himmel. Für Paul aber war die Welt längst zusammengebrochen, weshalb er drei Tage nach Charlie Wus Tod in der Ankunftshalle des Vancouver Airport in einer Telefonzelle stand und versuchte, seine Halbschwester Vincent zu erreichen. Er hatte

genug Geld, um aus Toronto zu fliehen, für alles andere blieb ihm dann allerdings kaum noch was übrig, weshalb sein ganzer Plan darauf beruhte, sich der Gnade seiner Tante Shauna auszuliefern, die laut seinen nebulösen Kindheitserinnerungen ein riesiges Haus mit zahlreichen Gästezimmern besaß. Nur hatte er Vincent seit fünf Jahren nicht mehr gesehen, seit sie dreizehn und er achtzehn gewesen und Vincents Mutter gerade gestorben war. Und Shauna hatte er nicht mehr gesehen, seit er, was, elf gewesen war? All das ging ihm durch den Kopf, während das Telefon im Haus seiner Tante endlos klingelte. Ein Pärchen mit identischen T-Shirts ging vorbei, auf denen »Party Like It's 1999« stand, und erst da fiel ihm ein, dass Silvester war. Die letzten zweiundsiebzig Stunden hatten was Halluzinatorisches gehabt. Und er hatte nicht viel geschlafen. Seine Tante besaß offenbar keinen Anrufbeantworter. Auf dem Regal in der Telefonzelle lag ein Adressbuch, in dem er die Anwaltsfirma fand, bei der sie arbeitete.

»Paul«, sagte sie, nachdem er die Hürden der Vorzimmerdame genommen hatte. »Was für eine nette Überraschung.« Ihre Stimme klang sanft, zurückhaltend. Was hatte sie gehört? Er nahm an, dass sein Name über die Jahre in Gesprächen öfter gefallen war. *Paul? Ach, der macht doch wieder einen Entzug. Ja, zum sechsten Mal.*

»Tut mir leid, dass ich dich im Büro behellige.« Paul spürte, wie ihm die Augen kribbelten. Es tat ihm wirklich leid, unendlich leid, einfach alles. (Angestrengt versuchte er, nicht an Charlie Wu in der System Soundbar zu denken, an Charlie Wu auf der Trage, an seinen Arm, der baumelnd herabhing.)

»Ach, das macht doch nichts. Rufst du nur an, um Hallo zu sagen ...?«

»Ich versuche, Vincent zu erreichen«, sagte Paul, »aber aus irgendeinem Grund geht sie bei dir zu Hause nicht ans Telefon, deshalb habe ich mich gefragt, ob sie jetzt vielleicht einen eigenen Anschluss hat ...«

»Vincent ist schon vor über einem Jahr ausgezogen.« Die bemühte Neutralität in der Stimme seiner Tante verriet, dass die Trennung wohl nicht gerade einvernehmlich vonstattengegangen war.

»Vor einem Jahr? Da war sie sechzehn, oder?«

»Siebzehn«, sagte seine Tante, als machte das einen Unterschied. »Sie ist zu einer Freundin, die sie noch aus Caiette kannte, irgendein Mädchen, das gerade in die Stadt gezogen war. Von dort aus hatte sie es nicht so weit zur Arbeit.«

»Hast du ihre Nummer?«

Hatte sie. »Falls du sie siehst, sag Hallo von mir.«

»Redet ihr nicht mehr miteinander?«

»Unsere Trennung war nicht ganz einfach, fürchte ich.«

»Ich dachte, du solltest dich um sie kümmern«, sagte er. »Bist du nicht ihr Vormund?«

»Paul, sie ist keine dreizehn mehr. Sie wollte nicht länger bei mir wohnen, sie wollte auch nicht mehr zur Highschool gehen, und wenn du ein wenig mehr Zeit mit ihr verbracht hättest, dann wüsstest du, Vincent zu etwas zu bewegen, was sie nicht will, das ist, als versuchte man, auf eine Ziegelmauer einzureden. Aber wenn du mich jetzt bitte entschuldigen würdest, gleich beginnt ein Meeting, und ich muss mich beeilen. Pass auf dich auf.«

Paul stand da und lauschte auf den Freiton, in der Hand die Boardingkarte mit Vincents hingekritzelter Telefonnummer. Er hatte sich ausgemalt, in einem der Gästezimmer untergebracht zu werden, der Grund unter seinen Füßen aber geriet immer heftiger ins Schwanken. Die Kopfhörer baumelten um den Hals, also setzte er sie mit leicht zittrigen Händen auf, um dann die Starttaste auf seinem Discman zu drücken, woraufhin die Brandenburgischen Konzerte erklangen. Bach hörte er nur, wenn er dringend Ordnung brauchte. *Das ist die Musik, die mich zu Vincent führt*, dachte er und machte sich

auf die Suche nach einem Bus, der ihn zurück in die Stadt brachte. In was für einer Wohnung Vincent wohl lebte? Und mit wem? Vincents einzige Freundin, an die er sich erinnern konnte, war Melissa, und an die erinnerte er sich auch nur, weil sie da gewesen war, damals, als Vincent das Graffiti schrieb und anschließend suspendiert wurde:

...

Fegt mich weg. Mit einem Ätztift ans Nordfenster der Schule gekrakelte Worte; in Vincents behandschuhter Faust hatte der Stift leicht gezittert. Sie war dreizehn und in Port Hardy, British Columbia, einer Stadt am nördlichsten Zipfel von Vancouver Island, die irgendwie nicht ganz so abgelegen war wie der Ort, an dem Vincent eigentlich wohnte. Paul bog um die Ecke der Highschool, kam aber zu spät, um sie daran zu hindern, doch rechtzeitig, um sie dabei zu ertappen; und jetzt schwiegen sie einen Moment, sie alle drei – Vincent, Paul und Melissa –, und sahen zu, wie von mehreren Buchstaben Säuretropfen die Scheibe hinabperlten. Durch sie hindurch war das abgedunkelte Klassenzimmer zu sehen, eine Ansammlung von Schatten, leere Reihen Tische und Stühle. Vincent trug einen ledernen Männerhandschuh, den sie weiß Gott wo aufgetrieben hatte. Jetzt zog sie ihn aus und ließ ihn ins zertrampelte Wintergras fallen, wo er wie eine tote Ratte lag, während Paul einfach nur nutzlos und gaffend dastand. Melissa kicherte nervös.

»Was machst du da?« Paul wollte in strengem Ton mit ihr sprechen, fand aber, dass seine Stimme zu hoch klang, zu unsicher.

»Ist doch bloß ein Spruch«, sagte Vincent. Paul wurde unwohl dabei, wie sie das Fenster anstarrte. Auf der anderen Seite der Schule drückte der Busfahrer auf die Hupe.

»Lass uns im Bus weiterreden«, sagte Paul, aber da sie beide wussten, dass sie kein Wort mehr darüber verlieren würden, klang Paul als Autoritätsperson nicht gerade überzeugend.

Vincent rührte sich nicht.

»Ich sollte besser gehen«, sagte Melissa.

»Vincent«, sagte Paul, »wenn wir den Bus verpassen, müssen wir nach Grace Harbour trampeln und ein Wassertaxi bezahlen.«

»Ist doch egal«, sagte Vincent, folgte ihrem Bruder aber zum wartenden Schulbus. Melissa saß vorn beim Fahrer und tat, als hätte sie schon mit den Schularbeiten angefangen, blickte aber verstohlen auf, als sie an ihrem Platz vorbeigingen. Schweigend fuhren sie nach Grace Harbour, wo das Postboot wartete, das sie nach Caiette brachte. Während es die Halbinsel umschiffte, starrte Paul zur riesigen Baustelle, wo das neue Hotel entstand, auf die Wolken, auf Melissas Hinterkopf, auf die Bäume am Ufer, irgendwohin, nur nicht ins Wasser, denn da unten gab es nichts, an das er denken wollte. Als sein Blick auf Vincent fiel, registrierte er erleichtert, dass sie auch nicht aufs Wasser sah. Sie schaute zum dunkel werdenden Himmel auf. An der anderen Seite der Halbinsel lag Caiette, ein Ort, mit dem verglichen Port Hardy geradezu eine Metropole war: einundzwanzig Häuser, eingezwängt zwischen Wasser und Wald, die gesamte Infrastruktur nur eine in zwei Sackgassen endende Straße, eine kleine Kirche aus den 1850er-Jahren, eine Ein-Raum-Post, eine geschlossene Ein-Raum-Schule – seit Mitte der Achtziger gab es für die Schule nicht mehr genügend Kinder – und eine Pier. Kaum hatte das Boot in Caiette angelegt, gingen sie den Hügel hoch nach Hause zu Grandma und Dad, die am Küchentisch auf sie warteten. Normalerweise lebte Grandma in Victoria und Paul in Toronto, aber dies waren keine normalen Zeiten.

Vor zwei Wochen war Vincents Mutter verschwunden. Jemand hatte ihr Kanu gefunden, es trieb leer auf dem Wasser.

»Melissas Eltern haben in der Schule angerufen«, sagte Dad. »Und die Schule hat mich angerufen.«

Vincent – sie hatte Mut, das musste man ihr lassen – zuckte nicht mal zusammen. Sie setzte sich an den Tisch, verschränkte die Arme und wartete, während Paul sich unbeholfen ans Ofenrohr lehnte und zusah. Sollte er auch am Tisch Platz nehmen? Den verantwortungsbewussten älteren Bruder mimen etc.? Wie immer und überall wusste er nicht, was er tun sollte. In der Art, wie Dad und Grandma Vincent anblickten, klang alles an, was ungesagt blieb: Vincents kürzlich blau gefärbtes Haar, ihre immer schlechter werdenden Noten und der schwarze Lidstrich, ihr unfassbarer Verlust.

»Warum hast du das ans Fenster geschrieben?«, fragte Dad.

»Weiß nicht«, antwortete sie leise.

»War das Melissas Idee?«

»Nein.«

»Was hast du dir nur dabei gedacht?«

»Ich weiß nicht, was ich mir dabei gedacht habe. Sind einfach nur Worte, die mir gefallen.« Der Wind wechselte die Richtung, und Regen rasselte ans Küchenfenster. »Tut mir leid«, sagte sie. »Ich weiß, das war blöd.«

Dad sagte Vincent, dass sie für eine Woche suspendiert worden sei. Es hätte schlimmer kommen können, aber die Schule ließ Nachsicht walten. Vincent nahm es kommentarlos hin, erhob sich und ging auf ihr Zimmer. In der Küche blieben sie stumm. Paul, Dad und Grandma, lauschten Vincents Schritten auf der Treppe und dann, wie sie leise die Tür hinter sich zuzog, ehe Paul sich zu den beiden an den Tisch setzte – an den Erwachsenentisch, wie er unwillkürlich dachte –, und niemand wies auf das Offensichtliche hin, nämlich darauf, dass er aus Toronto zurückgekommen war, um auf Vincent aufzupassen, was idealerweise vermutlich auch bedeutet hätte, dass er sie keine Graffiti an Schulfenster schmieren ließ, die man nicht mehr wegputzen konnte. Wann aber wäre er je in der Lage gewesen, auf andere aufzupassen? Warum hatte er geglaubt, helfen zu können? Auch darauf kam niemand zu sprechen. Sie saßen einfach nur da und lauschten stumm dem Regen, während Vincent noch unter ihnen weilte dank eines Luftschachts, von dem Dad und Grandma offenbar nicht wussten, dass er direkt zu ihrem Zimmer führte.

»Tja«, sagte Paul, der unbedingt auch einen Szenenwechsel wollte, »ich sollte wohl besser mit meinen Hausarbeiten anfangen.«

»Wie läuft's denn so?«, fragte Grandma.

»Mit der Schule? Bestens«, sagte Paul. »Alles bestens.« Sie glaubten, er brächte ein Opfer, hätte all seine Freunde in Toronto zurückgelassen, um herzukommen, hier den Abschluss zu machen und *für deine Schwester da zu sein*, doch hätten sie etwas besser aufgepasst oder mal mit seiner Mutter geredet, dann wüssten sie, dass er nicht zurück an seine alte Schule durfte und von seiner Mutter vor die Tür gesetzt worden war. Aber muss ein Mensch denn entweder bewundernswert *oder* furchtbar sein? Ist das Leben wirklich immer so binär? Manchmal, sagte er sich, kann doch auch zweierlei zugleich wahr sein. Dass man den vermeintlichen Tod der Stiefmutter als Vorwand nutzte, um neu anzufangen, hieß nicht, dass man damit nicht auch etwas Gutes tat und für die Schwester da war oder so. Grandma starrte ihn nur ausdruckslos an – hatte sie vielleicht doch mit seiner Mutter gesprochen? –, aber Dad setzte an, etwas zu sagen, ein umständlicher Prozess, zu dem gehörte, dass er sich räusperte, sich in seinem Sessel rekelte und die Teetasse halb an den Mund hob, um sie dann wieder abzustellen, weshalb Paul und